

Als würde der Brunnen einem zuwinken: Schon von Weitem ist die weiße Fontäne zwischen den hohen Lindenbäumen zu sehen, ein Willkommensgruß, der auch nach dem tausendsten Mal seine Wirkung nicht verfehlt. So wie der ganze Viktoria-Luise-Platz. Wer hier wohnt, zieht freiwillig nicht mehr weg.

Besucher, die das ruppige Berlin von seiner sanftesten, ja heitersten Seite kennenlernen wollen: Kommt hierher! Ihr werdet ein Sommermärchen erleben. Mögen sich die Menschen auch überall, verbal oder real, die Köpfe einschlagen – hier, im Herzen von Schöneberg, pflegen sie ein friedliches Miteinander, über alle Grenzen hinweg. Am Tag der Einschulung kann es passieren, dass Oma, Opa und I-Dötzchen im Café „Viktoria“ neben schwulen Männern in Ketten und engen profreien Lederhosen sitzen und alle ihr Eis genießen.

Ein herrschaftlicher Ort, mitten in der Stadt: im Zentrum der Brunnen mit gepflastertem Platz, gesäumt von Rasenflächen, Büschen, Blümchen, drum herum ein Parkweg, die dunkelgrünen Bänke zurückgesetzt im Schatten der Linden. Die Bäume umschließen den Platz wie eine Oase, nur leicht überragt von den Wohnhäusern dahinter, einige alt, andere Nachkriegsersatz für zerstörte Gebäude. Kolonnaden auf der einen Seite, steinerne Pergola auf der anderen, in Form gestutzte Hecken und Büsche, Sichtachsen, historische Laternen – man könnte meinen, auf knirschenden Wegen durch einen Schlosspark zu wandeln.

Aber der Viktoria-Luise-Platz gehört zu keinem Schloss. Er gehört dem Volk. Das ihn auch ordentlich bevölkert, vom frühen Morgen, wenn die Hundebesitzer sich ihr Stelldichein geben, bis zum Picknick am Abend. Kinder spielen in den verkehrsberuhigten Straßenabschnitten, alte Herren drehen stoisch ihre Runden – Schritte sammeln. Genau so hatte Fritz Encke sich das auch gedacht: nicht nur als Augenweide, sondern als Vergnügen für alle. Der Königliche Gartenbaudirektor war Reformier, wollte soziales Grün in der Großstadt implantieren. Mit seinem Entwurf gewann er Ende des 19. Jahrhunderts den Wettbewerb für den Viktoria-Luise-Platz, an dem sich sagenhafte 66 Büros beteiligten, der Kaiser segnete den Plan ab.

Er gilt als einer der schönsten Plätze Berlins, neben dem vor allem von Touristen bevölkerten Pariser am Brandenburger Tor und dem steinernen Gendarmenmarkt. Und doch kennen selbst viele Berliner ihn nicht. Es ist ein Ort, an dem man verweilen möchte, sagt Stadtführerin Simonetta Paltrinieri. „Wo findet man das in Berlin schon?“

Normalerweise findet man nicht mal so ein Wort: Verweilen. Die Italienerin unternimmt regelmäßig Touren über den „festlich-frohen Gartenplatz“, wie er im Denkmaltbuch genannt wird, öffnet die Augen für den Kalksandstein des U-Bahn-Eingangs, die Reliefs an der Pergola, Allegorien für Kurzschluss und Funken. Auch auf die Gedenktafeln macht sie aufmerksam, wie die für Liane Berkowitz, von den Nazis hingerichtete blutjunge Widerstandskämpferin, die ebenso am Platz gewohnt hat wie Billy Wilder. Ein Leben als Untermieter: „Dritter Stock. Familie York-Schulz. Eineinhalb Jahre. Ein winziges Zimmerchen mit düsterer Tapete. Wand an Wand mit einer ständigen rauschenden Toilette.“ Dort begann seine Filmkarriere, wie Wilder nur zu gern erzählte, als nämlich der Liebhaber seiner Nachbarin sich bei ihm verstecken musste und als Filmproduzent entpuppte. Aber das ist wieder eine andere Geschichte.

Eine Investition in die Zukunft, das war der Platz von Anfang an. Als Immobilienentwickler tat Georg Haberland in der boomenden Gründerzeit alles, um das neue Bayerische Viertel in Schöneberg, damals noch eine eigene Stadt, für eine wohlhabende Klientel attraktiv zu machen. Üppige Vorgärten gehörten ebenso dazu wie eine gute Anbindung; die eigens für die Anwohner gebaute U 4, vom Nollendorfplatz zum Innsbrucker Platz, ist bis heute die kürzeste U-Bahn Berlins. Als die grüne Piazza, benannt nach Kaiser Wilhelms kleiner Tochter, im Juni 1900 mit einem Sommerfest eröffnet wurde, illuminiert von Hunderten elektrischer Birnen, herrschte drum herum noch große Ode. Brachen und Baugruben satt, wo eben noch Ackerland gewesen war.

Obwohl das ganze Viertel in kürzester Zeit mit Wohnhäusern bebaut wurde, war es architektonisch keineswegs aus einem Guss. „Knuddelmuddel“ (sic) nennt Simonetta Paltrinieri das, was am



„Bin im Garten Eden“ heißt es bei der Berliner Band Seede, die für das Video zu „Augenbling“ natürlich am Viktoria-Luise-Platz war.

Ein bisschen Frieden

Auf Berlins Straßen herrscht Ausnahmezustand? Von wegen! Ein Sommertag an Berlins schönstem und ruhigstem Platz
Von Susanne Kippenberger (Text) und Andreas Pein (Fotos)

Berliner Schwulenviertel, der in jedem Reiseführer angepriesene Winterfeldtmarkt, billige und bessere Lokale, Späts und Bars. Vor dem Metropool, dem alten Theater am Nollendorfplatz, stehen Jugendliche in langen Schlangen zum Feiern an. Diesseits geht es leiser zu. „Ruhe“ wählte Fritz Encke als Arbeitstitel für seinen Platz.

Sehenswürdiges gibt es dennoch hier: das Leben. Das Betreten des Rasens ist untersagt, heißt es, ganz preußisch, am Eingang des Platzes. Auf dem Rasen selbst sind die Verbotsschilder längst verschwunden. Es hält sich eh niemand dran. Sommerhunger lagern auf der Wiese, manche mit Campingstuhl, plaudern, lesen, braten sich, krabbeln ihren Kindern hinterher, spielen mit den Hunden, trinken, essen Eis. Gefühl hält jeder, wirklich jeder, eine Wafel von Viktoria in der Hand. Sommerferienfeeling forever. Für die Anwohner ist der Platz der Garten, den sie nicht haben.

Menschen (und ihre Tiere) bewegen sich über ihn wie über eine Bühne. Durch den großen Brunnen in der Mitte und die diagonalen Wege kann niemand schnurstracks geradeaus laufen. Das führt zu interessanten bewegten Bildern. Und das Publikum muss nicht mal Eintritt zahlen. Interessanterweise schaut kaum jemand aufs Handy. Die Menschen kommen, um miteinander zu reden, zu genießen. Und die meisten nehmen, in Berlin unerhört, am Ende sogar ihren Müll mit. Der gepflegte Platz färbt ab. Den Rest, wie Zigarettenkippen oder Taschentücher, hebt ein engagierter Herr auf seinen morgendlichen Runden auf.

Wer sich fürs Picknick eindecken will, geht zu Feinkost Lindner, am Bayerischen Platz oder am Wittenbergplatz, kauft gebratene Hühnerkeulen, Rote-Bete-Salat und, unbedingt, Mango-Vanillequark. Die Salumeria da Nino in der Geisbergstraße offeriert Antipasti auf großen Platten, alles hausgemacht. Wer's gern teurer hätte, geht ins KaDeWe. Das Edelkaufhaus liegt immer noch im Zehn-Minuten-Radius, wie so vieles, was man zum guten Leben braucht und was das Viertel rund um den Platz so lebendig macht: Kitas und Schulen, Ärzte und Apotheker, Schreibwarenläden und Schuster, Bäcker und Biomärkte, Gemüsehändler und Blumengeschäfte, Buchhandlungen und Spielplätze, Vintage-shops und Secondhandboutiquen, Sparkasse und Restaurants für jeden Geschmack. Gleich zwei gute Österreicher, ein Edelitaliener, in dem Ex-Kanzlerin

Merkel letztes Jahr mit Ex-Präsident Obama gespeist hat, kantonesische und Szechuan-Küche, deutsches Fine Dining und eine der letzten Altbierkneipen. In der Schöneberger Weltlaterna werden vom Aussterben bedrohte Speisen wie Hackepeter, Eisbein und Kohlroulade serviert. Direkt am Platz ein kleines Zimtschnecken-Café, neuerdings ein albanisches Restaurant und der Platzhirsch, die Osteria Ribaltone, die ihre Tische und Stühle immer weiter über den Bürgersteig wachsen lässt, italienische Fetzen schwirren durch die Luft, Trüffel wird auf Pasta gehobelt, der Brunnen rauscht. Mehr Italien geht in Deutschland nicht.

In der Zeit nach der Wende blickten die Neubewohner von Mitte, Prenzlauer Berg und Friedrichshain auf den alten Westen herab, der ihnen zu bürgerlich, nicht hip genug war. Heute suchen sie verzweifelt nach Wohnungen im unaufgeregten Schöneberg.

Das der Platz eigentlich oval ist, sieht man nur von oben. Von innen wirkt er wie eine Sonne mit Strahlen: Sternförmig gehen sechs statt der üblichen vier Straßen von ihm ab, von denen die Motzstraße die längste und schräge ist. Je mehr Straßen, desto mehr Eckhäuser – die waren profitabler, wie Terrainentwickler Haberland verriet, der aber Spekulanten fernzuhalten wusste. Die Leute sollten kommen, um zu bleiben. Er musste nicht lange nach Interessenten für das Bayerische Viertel suchen. Neben betuchten Bildungsbürgern zogen vor allem Kulturschaffende in den Kiez. Claire Waldoff, Alfred Kerr, Gottfried Benn, Gisèle Freund, Egon Erwin Kisch, Franz Hessel ...

In der später zerstörten Nummer 1 am Platz lebte Rudolf Bernauer, Theaterdirektor am Nollendorfplatz, Schauspieler, Regisseur und Librettist, in einer Zwölfzimmerwohnung. Seine Tochter schaute Albert Einstein beim Spaziergehen zu, Erich Kästner, der in der Nähe wohnte, ließ Emil und seine Detektive an der Nummer 1 vorbeiflitzen, auf der Jagd nach dem Dieb. Illustrator Walter Trier hielt die Szene samt Eckhaus fest.

Das Berlin Rudolf Bernauer Ohrwürmer wie „Das war in Schöneberg, im Monat Mai“ und „Untern Linden, Untern Linden“ verdankt, bewahrte den jüdischen Künstler nicht vor der Vertreibung. So wie Einstein und viele andere Bewohner des Bayerischen Viertels floh er ins Exil. Mehr als 6000 Schöneberger Juden wurden deportiert und ermordet.

Die Bürgersteige sind gepflastert mit Stolpersteinen. Der Anteil jüdischer Einwohner war fast doppelt so hoch wie im übrigen Berlin, schreibt Gudrun Blankenburg in ihrem Buch über das

Fortsetzung auf der folgenden Seite



Berliner Luft: Viktoria Eis (links) ist eine Institution am Viktoria-Luise-Platz, der von Linden umstanden ist.



Viktoria-Luise-Platz an Stilen entstand. Da Haberland ein Fan altfränkischer Architektur war, fühlt man sich an manchen Ecken nach Nürnberg versetzt. Das prächtigste Haus am Platz beherbergt bis heute den Lette-Verein, in dem Frauen schon damals eine Berufsausbildung machen konnten. Die Schüler, inzwischen auch Männer, sorgen nach wie vor für junges Flair. Alt werden die Anwohner ja von allein. Mit italienischem Tempo und Temperament führt Simonetta Paltrinieri auch in die grünen Höfe des riesigen Lette-Komplexes. Tagsüber kommt jeder hinein. Es lohnt sich.

Berühmt wurde der Lette-Verein vor allem für seine Mode- und Fotoausbildung. Die hat auch der Gründer des benachbarten Geschäfts Foto Meyer absolviert, eine Berliner Institution. Dort war das deutsch-englische Paar gerade einkaufen, ehe es sich an der Kolonnade mit seinem Baby niederließ. Die lange Steinbank macht sich gut als Wickeltisch.

Sehenswürdigkeiten im engeren Sinne gibt es am Platz nicht, keine Schlösser, keine berühmten Kirchen – keine Touristenmassen. Jenseits der sechsspürigen Martin-Luther-Straße, die den Kiez wie eine Schneise durchschneidet, liegen das

PHÄNOMENOLOGIE



NO POLITICS

VON JÖRG THOMANN

Am ersten Abend, an dem unsere Reisegruppe im Besprechungsraum des Hotels in San José zusammenkam, ließ der Reiseleiter uns ein paar Ratschläge für unsere Costa-Rica-Tour zukommen. Zum Beispiel, dass wir stets pünktlich zur Abfahrt unseres Busses erscheinen und, selbstverständlich, Drogen und Prostitution meiden sollten. Außerdem: Möglichst niemals sollten wir mit unseren Mitreisenden über Politik reden. Politik nämlich, das zeige die Erfahrung, könne in der Gruppe schnell Zwietracht säen.

Kurze Zeit später sprach ich das erste Mal mit Sally.

Sally, die eigentlich anders heißt, kam aus einer Kleinstadt bei San Diego, war 68 Jahre alt und zum zweiten Mal in Lateinamerika. Zuvor hatte sie Mexiko bereist, doch dort, erzählte sie mir, habe es „nur Armut und Dreck“ gegeben. Probleme gebe es aber auch in ihrer kalifornischen Heimat, nämlich überall Obdachlose, denn die einheimischen Armen würden auf die Straße geworfen, um in den Asylen Platz „für Fremde“ zu schaffen. Überhaupt sei das ganze Land längst von Terroristen unterwandert.

Sally, nach wenigen Sätzen offensichtlich, war Trump-Fan. Den Rat unseres Reiseleiters im Ohr, beschloss ich, mit ihr nicht über Politik, ja am besten überhaupt nicht mehr zu reden. Als sie sich einmal beklagte, dass sich im Hotelzimmer außer dem – laut Sally – „Fake-News-Kanal CNN“ nur spanischsprachige Sender einschalten ließen, konnte ich mir zwar die Bemerkung nicht verkneifen, dass dies in einem spanischsprachigen Land nicht sonderlich überraschend sei, doch meine Frau rügte mich und meinte, ich sollte netter zu Sally sein. Ich versuchte es zu beherzigen. Als wir von einem tropischen Regenguss überrascht wurden, überließ ich Sally meine Regenjacke.

Im Laufe unserer Reise redete auch Sally selbst immer weniger über Politik. Stattdessen erzählte sie von ihrem heute 30 Jahre alten Papagei, den sie seinen Vorbesitzer, einem zerstrittenen Ehepaar, spontan auf der Straße abgekauft hatte, und von ihren über alles geliebten Hunden. Von ihrer ersten Ehe mit einem US-amerikanischen Ureinwohner, der zu viel trank und dann gewalttätig wurde, und von ihrer ebenfalls gescheiterten zweiten Ehe. Vom Krebs, der sie dreimal befiel und den sie dreimal besiegte. Wehleidig klang sie dabei nie, sondern ließ beiläufig einen Satz fallen wie: „Alle Fehler, die ich in meinem Leben gemacht habe, betrafen Männer.“ Und lachte dann bellend. Als ich in einem Lokal statt in einen vegetarischen Taco irr-tümlicherweise in einen mit Fleisch biss, kommentierte sie trocken: „Die Kuh wird dir vergeblich.“ Unsere Töchter begannen, Sallys Sprüche aufzuschreiben.

Eines Abends, als wir in einer einsamen Lodge im Regenwald von Sarapiquí zusammensaßen, begann Sally plötzlich zu singen. Mit rauchiger Altstimme trug sie einen Gospelsong vor, und als sie fertig war, erzählte sie, dass sie als junge Sängerin im Fernsehen aufgetreten sei und drei Alben aufgenommen habe. Nachdem ihr Bruder sie bedrängt habe, als junge Mutter einen ordentlichen Job zu ergreifen, habe sie mit dem Singen dann aufgehört und sei Maklerin geworden.

Eine historische Ungerechtheit, befand der Rest unserer Gruppe, der sich zur Wiederbelebung ihrer Karriere als Begleitchor anbot, Namensvorschlag: Sally and the Howler Monkeys. Sally und die Brillaffen.

Erst am letzten Abend kamen wir doch noch kurz auf die US-Wahl zu sprechen. Den Vorschlag aus unserer Gruppe, sie möge sich um den 5. November herum einfach wieder auf Reisen begeben, kommentierte Sally mit ihrem bellenden Lachen.